

Eine neutrale Kriegsbuchstelle.

Ein junger dänischer Historiker, Herr cand. mag. Wilhelm Stemann, hat das Verdienst, in Kopenhagen eine Organisation ins Leben gerufen zu haben, die sich die Versorgung der Kriegsgefangenenlager in den verschiedenen Ländern mit Lebensmitteln, Bekleidung und sonstigen Dingen zum Zweck hat und die dadurch außerordentlich segensreich gewirkt hat. Dieser Organisation, über deren Wirksamkeit Professor Nyrop in „Politiken“ lobend den ersten ausführlichen Bericht erstattet, hat er in einer Art von „Vollzug“ den Namen „Bellibria“ gegeben, was etwa als „Kriegsbuchstelle“ verstanden werden könnte. Herr Stemann begann mit den vorbereitenden Schritten im August des Jahres 1915. Viel war zu tun, ehe „Bellibria“ seine Tätigkeit beginnen konnte; es galt zunächst die Zustimmung der beteiligten Regierungen zur Büchervermittlung zu erwirken, alsdann mußte das Verhältnis zum roten Kreuz in Genua geklärt werden, was in der Weise geschah, daß das dänische Unternehmen amtlich vom internationalen roten Kreuz anerkannt wurde; Ausschüsse mußten gebildet, Arbeitskräfte gewonnen, Mittel bereit gestellt werden, ehe man an die eigentliche Aufgabe der Büchervermittlung herangehen konnte. Der Plan stieß bei den beteiligten Regierungen auf die wohlwollendste Teilnahme; in Deutschland wurde alsbald für die Zwecke der „Bellibria“ ein Zuschuß von einer halben Million Mark bewilligt, auch wurden verschiedene Probekollektionen aufgestellt. Auch der Moskauer Hilfsausschuß, der in Kopenhagen ständig vertreten ist, bewies der Sache bedeutenden Anteil. Die Wirksamkeit der „Bellibria“ wurde, indem man die Versorgung der französischen Lager schon aus geographischen Rücksichten der Schweiz überließ, dahin beschränkt, daß die Organisation als Vermittlungsstelle zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn auf der einen, England und Rußland auf der anderen Seite eintrat. In den verschiedenen Ländern wurden nun Ausschüsse gebildet, die die Zusammenstellung der zu versendenden Bücher vorzubereiten hatten; der deutsche Ausschluß, der seinen Sitz in Berlin hat, besteht aus einer Anzahl von Professoren sämtlicher deutscher Universitäten unter Vorsitz des Universitätsbibliothekars Michaelis. Die Kopenhagener Universitätsbibliothek bewies das große Entgegenkommen, daß sie der „Bellibria“ ihre gesamte Dublettenammlung zur Verfügung stellte, worunter sich vorzügliche Werke der älteren wissenschaftlichen Literatur finden.

Von der Größe der Aufgabe, die die Organisation zu lösen hatte, macht man sich einen Begriff, wenn man berücksichtigt, daß es ungefähr 4 Millionen Kriegsgefangene sein mögen, deren geistige Bedürfnisse die „Bellibria“ zu befriedigen versucht. Dazu gehören natürlich Berge von Büchern und Verge hat auch die Anzahl bereits versandt. Bis Mitte April hatte sie etwa 100 000 deutsche etwa 10 000 russische Bücher empfangen und befördert, aber schon sind neue gewaltige Sendungen unterwegs; man erwartet weitere 150 000 deutsche, 80 000 russische und 3000 (!) englische Bücher. Außerdem sollen in Moskau noch 300 000 Bände abgenommen bereit stehen. Die Kopenhagener Zentrale hat eine gewaltige Arbeit an Briefwechsel, Expedition, Rathhotel usw. zu bewältigen. An die Professoren, Dozenten, Studenten usw., die Kriegsgefangene sind, werden Formulare versandt, durch deren Ausfüllung sich erkennen läßt, welche Studien der Betroffene betreibt und welche Bücher er dazu braucht. Diese Mittelungen werden dann systematisch geordnet, um zur Verschaffung der betreffenden Bände zu dienen. Eine ernste Schwierigkeit bereitete die Anspiegelung der einlaufenden Büchermassen. Alle Bücher müssen genau durchgesehen und darauf geprüft werden, daß sie keine beabsichtigten Bemerkungen oder unterdrückten Worte enthalten. Die Bücher dürfen ferner nicht fest gebunden sein, da die Gefahr vorliegt, daß die Einbände zur Einschmuggelung verbotener Mitteilungen benutzt werden könnten. Für die Beförderung der Bücher haben die schwedischen und dänischen Eisenbahnen freie Fahrt bewilligt.

Mit alledem ist aber die Wirksamkeit der „Bellibria“ noch nicht erschöpft. Sie entsendet ferner Besuchsmissionen, denen freier Zutritt zu den Gefangenenlagern zum Zwecke mündlicher Aussprache mit den Gefangenen gewährt wird. Diese Besuchsmissionen sollen auch in den Lagern vorläufige Handbibliotheken aufstellen und ordnen. So ist der einzige Herr Dr. Jens Aare mit einer deutschen Probekollektion nach Rußland gesandt worden. Die Bibliothek ist inzwischen durch die russische Zensur gegangen und Bücher aus diesem Land können bis jetzt in den deutschen Gefangenenlagern in Rußland aufgestellt werden. Dr. Aare hat das Recht erhalten, von Lager zu Lager zu reisen und überall Vorarbeiten als Lesestimmer einzurichten. Die Segensreich die Wirksamkeit dieser dänischen Anstalt ist, geht wohl am besten aus dem Dank-

briefe hervor, den sie unlängst von einem Deutschen, der in Astrachan gefangen gehalten wird, empfangen hat: „Mit Dankbarkeit ist es hier ganz eins, oder richtiger gesagt, wir haben überhaupt nichts zum Lesen. Wir sind überglücklich zu erfahren, daß das dänische rote Kreuz diesen Mangel, dem größten von allen, unter denen wir leiden, abheben will. Schon die bloße Mitteilung des Inhaltes Ihres Briefes hat bei uns einen Jubelsturm hervorgerufen. Das Unertagliche in unserem Zustande ist, daß er überhaupt keinerlei Möglichkeit zur geistigen Beschäftigung bietet. Deutsche Bücher sind hier nicht aufzutreiben, und es wäre eine überaus wichtige Verbesserung unserer Lage, wenn Sie uns deutsche Literatur zusenden würden. Jedes deutsche Buch, es sei literarisches oder wissenschaftliches Inhalts, ist für uns von großem Wert und wird hier Lesefreude finden, die es vom ersten bis zum letzten Buchstaben durchlesen. Was Sie uns auch senden, wird von Hand zu Hand wandern, und die Lesefreude werden eifrig interessierte Leser finden.“ Das Gefühl der Dankbarkeit, das dieser Landsmann so warm zum Ausdruck bringt, wird überall in Deutschland geteilt, und die humane Gesinnung und bedeutende Leistung der „Bellibria“ wird nach Gebühr geschätzt werden.

Kleines Feuilleton. Erinnerungen an Max Regger.

In dem Lehrerkollegium des Städtischen Gymnasiums in der bayerischen Oberpfalz, in dem Max Regger das Licht der Welt erblickt hat, herrschte Altmeister Bach als musikalische Gottheit, und durch das bescheidene Harmonium, über das der Lehrer verfügte, hat der junge Regger Wachs Wunderwerke zu tun gelernt und kennen gelernt. So ist der Thomadantone und sein Schaffen gleichsam schon von Kindesbeinen an das Ideal Reggers geworden, und diesem Ideale ist er bis auf den letzten Tag seines Lebens treu geblieben. Daran konnten auch die ersten starken Wagnererindrungen, die er empfing, nichts Wesentliches ändern. Er war 16 Jahre alt, als er zum ersten Male Wagner besuchte, und er hat diesen Besuch später oft wiederholt, ohne jedoch darum ein „Wagnerianer“ in dem Sinne zu werden, wie man das Wort wohl zu gebrauchen pflegt. Wenn er aber etwa von dem Wagnerer Meister als einem Ueberwundenen reden hörte, dann wachte es in ihm auf; da er voller Verehrung für ihn und von seiner Bedeutung tief durchdrungen war. Ich gehe der Welt (so hat er sich einmal geäußert) fünf-hundert Jahre, bevor wieder einmal ein Werk, wie die „Meistersinger“ geschaffen wird. Und ebenso wenig ist der Ring in seiner Gesamtheit auf dem Wege zum Großen. Trotz unserer Verortung mit seinen Werken stehen wir Wagner doch zu nahe, um ihn voll zu würdigen. Er ist wie ein großer Berg, dem wir zu nahe sind, um seine Macht, seinen Umriß, seine Schönheit zu würdigen. Außerdem stehen kleinere Hängel noch im Wege.“ Ueberhaupt bildet es ein bedeutsames Kennzeichen der künstlerischen Entwidlung Reggers, daß er das treueste Bekenntnis an der großen Ueberlieferung Bachs mit freier und echter Modernität zu verbinden verstand. Selbst die große Verehrung, die er für seinen Lehrer Hugo Riemann empfand, an dessen Seite er in Weisbaden hat lehren dürfen können, konnte ihn nicht an der Verwirklichung eines ungeliebten Auftrages in künstlerischen Programmen verhindern. Viele Programmklärungen hat Regger im Jahre 1907 erlassen, und damals hat er nachdrücklich betont, daß er, wie jeder moderne Musiker, trotz seiner grenzenlosen Verehrung für alle unsere großen Meister, doch unentwegt nach links reiten müsse. Die immer erneuten Besuche der Verarbeitungen modernster mit ältesten Formelementen, die seinen Werken eigentümlich ist, bekundet, wie ernst es ihm mit seinem „Mitte nach links“ gewesen ist.

Die Form ist Regger in der Musik ein und alles gewesen. Darüber hat er sich einmal in kesseler Weise ausgesprochen. „Form ist für alle Zeit die Grundlage der Kunst. Die Liebe der Zukunft wird der Form von Beethovens Komplex verbunden mit all den wunderbaren Erfindungen der modernen Disziplinierung, der modernen Farbe und Polyphonie gehören. Ich glaube, daß die Musik nur das Abstrakte ausdrücken kann. Sobald wir bestimmte Einzelvorstellungen zu machen versuchen, schwächen wir die Macht der Musik. Daher ist mir Tod und Verklärung“ Straußens größtes Werk. Sein einziges „Programm“ bildet die Phantasie, die Empfindungen.“ Für das Unklare war Regger nicht zu haben, Ueber-schwenglichkeiten war er abgeneigt. Er liebte das Klare, Logische, Erkennbare, und so hatte er auch über das Schaffen des Tonsetzers seine eigenen Gedanken. „Der Geist des Komponisten ist der Geist

des Notensetzers. Inspiration, Thema, Melodie, Harmonie und Farbe müssen angeordnet, zusammengepackt, sozusagen ausgewogen und abgemessen sein, bevor eine Note zu Papier gebracht wird.“

Figl. Schauspielhaus: „Rosenmüller und Finke“.

Der Plan eines „Jubels deutscher Lustspiele“, in dem jetzt die Töpferische Komödie herauskommt, schien anfangs von gewissen kulturhistorischen Gesichtspunkten, vom Streben, in kleinen farbigen Bildern etwas von der Art und dem Gemahd früherer Generationen abzuzeichnen, geleitet. Die Aufführung des „Rosenmüller und Finke“ in Berlin aus der vorwärtszeitigen Zeit war da ein wohlgeklungener und ambulantem Stoff. In dem Töpferischen Bild vom Jahre 1880, das der Theaterintendant seines Schauspielers die Entstehung dankt, läßt sich vom Reize eines Kolonias, von Einnahmen, die an Vergangenes gemahnen, kaum irgendwas noch etwas spüren. Die einzige Empfindung, die sich geltend macht, ist die, daß das Kontinentalwerk von Anno bezwungen mit noch erheblich größeren Mitteln als heutige seine Arbeit abgelegen habe.

Zwei feindselige Brüder, ein Militär und ein Kaufmann, von denen jeder auf die ihr Geld fordernden Gläubiger mit dem Strick losgeht — dieser die Offerte eines wildfremden Herrn, der seine mitgüterreiche Tochter als Heiratsobjekt für den Sohn in Vorschlag bringt, ohne seinem Sprößling vorher auch nur ein Wort zu sagen, begeistert annimmt — sollen offenbar Töne der beiden Stände und ihrer Vorurteile darstellen. Die wünschenswerte Ausgleichung der Klassengegnung vollzieht sich durch die Töchter, die auf den gleichen Namen Theodor getauft, diesen Blick des Himmels ingenüßig beugen. Was ist einander, als daß der zur Offizierskarriere bestimmte Theodor des Hauptmanns, der gern Kaufmann werden möchte, und der des Kaufmanns, der gerade umgekehrt statt des Geschäfts die Treiben ansieht, kraft des gleichlautenden Taufnamens in der Fremde ihre Stellen tauschen und die gestrigen Väter so dirigieren. Seine hervorragende Tüchtigkeit in dem neuen Berufe beweist der launischmüde Hauptmannssohn, indem er die Gelehrten, die den Papa mit ihren Weisheiten plagten, über Ohr haup, der andere dadurch, daß er zwei locierte Bürgerwehroffiziere, die seinen alten Herrn aus der Messieurs drängen wollten, durch eine Pistolenscherbe hoch ritterlich zum Widerruf zwingt. Solchen Talentproben können die väterlichen Herzen auf die Dauer nicht widerstehen, um so weniger, da Verlobungsbündnisse für weitere mildere Umstände sorgen. Der Heidenjungling aus der Kaufmannsfamilie rettet einer wunderschönen, ewig lächelnden Hunderttausendtalent-Dame das Leben, und seinem Namensvetter erschließt sich eine gleich glänzende Ehemannsperspektive. So kommt es glücklich zur Verlobung auf der einen und einer beruhigenden Eheerklärung, daß beide Stände sich zu respektieren haben.

Der prologische Geldmensch wurde von einem Gaste (vom Variété) Wilhelm Hartlein als Kasperlchen dem pudig runderlicher quersichtiger Komödianten theaternahm dargestellt. Varrh war der eigensinnige Militär. W. S. Her und de Vogt die beiden Söhne. Brud erzählte in der Figur eines russischen Kaktusmenschen, von Lebehour als Bürgerwehroffizier Geistesleistung. Die weiblichen Rollen wurden mit munterem Temperament gespielt.

Wie kommt die Hungerempfindung zustande?

Der wichtige Trieb des Hungergefühls im tierischen Organismus ist nicht eine einheitliche Empfindung, sondern aus verschiedenen Organempfindungen zusammengesetzt. Während der Zeit des Hungergefühls in den Magen verlegt, kommt es zu Blutzucker, wie jede Empfindung, im Gehirn zustande. Verursacht wird es nicht dadurch, daß im Magen sich keine Speisen befinden; denn einerseits kann man Hunger empfinden auch bei vollem Magen; andererseits kann das Gefühl selbst bei leerem Magen fehlen. Das Hungergefühl entsteht vielmehr durch den Mangel bestimmter, durch die Verdauung von Nahrungsstoffen erzeugter Substanzen im Blute. Das mit diesen Substanzen ungenügend versetzte Blut wirkt auf ganz bestimmte Stellen des Gehirns als Reiz. Dieser Reiz wiederum löst auf dem Wege über die zum Magen führenden Nerven Zusammenziehungen der Magenmuskeln aus; er kann aber, wenn er stärker ist, auch Schwindel, Augenstimmern und allgemeines Schwächegefühl erzeugen.

Notizen.

— Prof. Karl Schwarzchild, ein bekannter Astronom von internationalem Ruf und seit 1900 Leiter des Potsdamer Astrophysikalischen Observatoriums, ist an den Folgen einer Krankheit, die er sich im Felde zugezogen, gestorben.

Erzählungen eines alten Tambours.

Von Edmund Hoefes.

14) Darauf zündete er seine Pfeife an, redt langsam und methodisch, als wolle er sich fassen, trank dann tief und bedächtig, stich mit der Spitze der Pfeife den Schnurrbart links und rechts auseinander, und nachdem er auf seine beiden besorgten Zuhörer einen flüchtigen Blick gerichtet, warf er die Augen gedankenvoll in die Ferne und begann seine Erzählung. „Wie ihr wißt, bin ich nicht aus dieser verfluchten Sandbüchse, sondern von der See her, und mein Geburtsort ist ein Dorf am Strande, nicht über ein paar Meilen von S. Es ist von hier nur eine gute Tagereise entfernt, dennoch bin ich seit vierzig Jahren nicht mehr dort gewesen, und ich kann daher auch nicht sagen, wie das alte gute Rest sich jezo anläßt. Damals aber war das Dorf reich und belebt. Es war voll von Schiffern und Matrosen, die so fähig und brav waren wie irgend welche auf der Welt; denn die See dort ist eine heimtückische Kreatur, jetzt wie Milch so starr, und gleich darauf unter einem plötzlichen Windstoß aufbrausend und heulend, als säßen zehntausend Schoß Teufel drin. Da sind Männer nötig, wie es unsere Vorfahren waren. Viele fuhren mit den Schiffen der Kaufherren von S., andere trieben Fischerei, andere Geschäfte auf eigene Rechnung; denn es gab bei uns viel zu tun. Der Hafen des Dorfes war ausgesucht, bequemer als der zu S., wenn auch nicht so groß, und bei weitem nicht so leicht dem Versanden ausgesetzt. Deshalb richteten denn auch manche Kaufleute bei uns Nebenkontore ein, andere brachten sogar ihr ganzes Geschäft herüber, denn die schweren Schiffe, die nach den Indien, nach Brasilienland und da herum fahren, legten alle bei uns an. Es wohnten zwei oder drei Komula bei uns, Häuser wurden gebaut, Speicher errichtet, Fabriken gegündet und es gab viel Treiben und Verkehr. Allein es kam noch anderes dazu, was ebenso sehr zog als der gute Hafen und eigentlich auch ebenso offenkundig war.

Wir hatten bezwimal die Klaffe im Lande, und, da bei uns fast so viel Geschäfte gemacht wurden wie sonst nur in Seestädten, begreiflicherweise auch im Ort. Und das war eine verdammt Einrichtung, streng und hart über alle Maßen; sie verteuerte die noch notwendigen Waren ins Unergründliche und brachte uns in ihren Offizianten eine Menschenklasse ins Land, die von vornherein wenig beliebt war und sich überdies noch mit aller Mühe verhasst zu machen suchte. Die Folge dieser neumodischen Einrichtungen war ein unerhörter

Schnuggel, denn entbehren konnte und wollte man die Waren durchaus nicht und die Zölle bezahlen wollte man noch viel weniger. So florirte der Schnuggel und dazu war unser Ort der bequemste von der Welt, weil er ringsum offen war, und was sich einmal darin befand, dann ziemlich ungestört in alle Lande gehen konnte. Der Hafen war, wie gesagt, gut und tief, die Küste mellenweit spärlich unbewohnt und mit vielen guten Landungsplätzen versehen. So hatten denn die Beamten bei uns einen kaum erschwinglichen Dienst, Tag für Tag und Nacht für Nacht, und fast immer vergebens, denn schnuggeln tat bei uns mit Ausnahme ihrer selbst — und oft auch das nicht einmal — alles, was sozusagen Nase und Ohren hatte. Indessen ging das alles noch gut, solange unsere zwar derben, aber doch gutmütigen Leute allein beschäftigt waren, und mit Ausnahme einer gelegentlichen Belagerung, wobei es kaum mehr als schmerzende Köpfe und Müden gab, hatten die Offizianten wenig-mehr zu dulden, als Worte und Gebärden. Allein das änderte sich, als zur Zeit meiner Geburt etwa, vom steigenden Preise unseres Ortes gelockt, auch Kaufleute und Händler aus fremden Ländern sich bei uns ansiedelten und mit ihnen fremde Schiffer herzogen, die den Schnuggel von auswärts kamen und ihn auch hier bald in ihre Hände nahmen. Der ungeheure Gewinn zog mehr und mehr Leute herbei, wachere Schiffer, aber wilde Gesellen, die den Teufel nach einem Menschenleben fragten. Und ein solcher war Jan van der Kerken, wegen seiner schwarzen Haare und seiner dunkeln Gesichtsfarbe gemeinlich der schwarze Holländer genannt.

Zuerst kam er mit einer Ladung verbotener Waren, die er ans Land schaffte; dann blieb er, baute ein Haus, legte einen Ligger auf den Stapel und figurirte in den Büchern der Behörde als Führer eines Leichers, in der Tat als der erste und beste Schnuggler des Ortes. Es ging bei ihm wie bei den andern Fremden; nur daß sich der Mann einen größeren Ruf machte als irgend einer, und den Zollbeamten einen teuflischen Haß, aber auch nicht weniger Furcht einflößte. Es wird viel gelogen in der Welt, und was einer hat oder ist, dazu macht ihn das Geschwätz der Leute noch tausendmal mehr. So ist auch der schwarze sicher nicht überall dabei gewesen, wo man es vermeint hat; es gab bei uns auch sonst Gesellen genug, die Tag und Nacht im Geschäft waren und artig mit Messer und Filznie zu spielen wußten. Allein der Jan sollte nun einmal die Hauptperson sein; denn die proprietären Jonghunde mühten sich umsonst auf seiner Spur, und — das ist sicher — seit

seiner Ankunft besonders verschwanden die Offizianten wie Fliegen im Gerbst. Die Einzel- oder Doppelposten waren oft nach einer regnerischen oder stürmischen Nacht fort; von den Detachements, die man darauf aufstellte und schickte, holte auch noch manchen der Teufel. Und man brachte die Leute nicht mehr wie sonst nach Hause mit einem Loch im Kopf, worauf sie erst hübsch den Later nannten und starben, oder man fand sie nicht am nebligen Morgen auf ihrem Posten am Strande starr und kalt; nein, jetzt waren sie fort, spurlos, und niemand wußte, wie ihr Ende gewesen, noch wo ihr Grab gegraben worden. Gott wolle den armen Seelen gnädig sein.

So ging es fort manches Jahr. Beweisen konnte man dem Jan nie etwas, denn er ließ sich nicht ein einzigmal ertappen und hatte keinen Gehilfen; seinen Ligger führte er allein oder nur mit gelegentlicher Hilfe der Matrosen von fremden Schiffen, welche die Waren für den Schnuggel brachten. Die Grünlinge — so nannte man die Offizianten ihrer Uniform wegen — haßten ihn ärger als die Pest, die Behörden waren ihm nicht grüß und liebten tat ihn keiner, wenn nicht die Weibskolente, die er schier alle miteinander im Saß hatte. Schon da er zu uns gekommen, war er kein Strabe mehr, und jetzt hatte er der Jahre und Mühseligkeiten noch manche dazu auf dem Rücken. Er war ein starker, kräftiger Mann und nicht schön, von den Poden zerrissen, vom Wetter gebräunt und zerfurcht; seine Augen schauten immer wild und finstler, seine Sprache war hart und rau; von seinem früheren Leben sagte man, daß er entweder mit Menschenfleisch gehandelt oder Seetrübener geirret in den fernen Gewässern; sein jetziges Treiben zog ihm den Ruf eines Herumreisenden zu — und dennoch hatte er die Wahl unter den Dirnen — und seine Wahl traf meine Schwester.

Meine Alten mochten den Holländer nicht und verweigerten ihm die Tochter rindweg; da ging die Marie in das Haus desselben und erklärte, sie bleibe bei ihm so wie so. Um nun von so einem wilden Leben keine Schande für ihre erblühten grauen Haare zu haben, gaben die Eltern nach. Allein sie gingen nicht zur Schwester und sie und ihr Mann kamen nicht zu uns, bis nach Jahr und Tag die Marie ihr erstes und einziges Kind gebar. Am Tage der Taufe sah man meine Alten zum erstenmal im Hause des Schwiegerohns, glücklich und erfreut über den derben Enkel; Marie war glücklich wie ein Bootswimpel; Jan, da er den Jungen auf seinen Armen hielt, machte seinen ersten und letzten Versuch zu lachen und schnitt dabei eine Grimasse, als ob er Galle verschluckt hätte. (Zortf. folgt.)

